

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 41

Artikel: Der Regenschirm
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Regenschirm

Von Johanna Siebel

Während Professor Wallner seinen Tee einnahm bei der schönen und stattlichen Frau von Schenk, verdunkelte sich plötzlich der Himmel und ein fürchterliches Unwetter brach los.

Frau von Schenk hatte sich nach dem frühen Tode ihres Gatten von Zürich, wo Professor von Schenk ein Lehramt bekleidete, an den Luganersee zurückgezogen. Sie war in guten Vermögensverhältnissen, kinderlos, und bewohnte eine Villa unweit von Lugano, nahe am Wasser. Von der Terrasse des Hauses genoß man einen herrlichen Rundblick auf See und Ufergelände. Frau von Schenk saß mit ihrem Gaste in der gedeckten Veranda. Sie freute sich herzlich über den unerwarteten Besuch des alten Freundes und dieser wiederum genoß die anregende Gegenwart der trotz ihres reifen Alters noch immer recht angenehmen Frau. Die gute Haltung des wohlgebauten Körpers, das gepflegte graue, leichtgewellte Haar über dem frischen klaren Gesicht mit den lebhaften dunkelbraunen Augen, der hübsche Mund, alle diese Einzelheiten machten Frau von Schenk zu einer, auch in vorgeklärten Jahren, anziehenden und liebenswürdigen Erscheinung. Frau von Schenk zeigte, daß jedes Alter seine Schönheit besitzt, die es nicht nötig hat, durch besondere Kunstmittel hervorgehoben zu werden.

Der Professor, seit einem Jahre Witwer, war empfindlich geblieben für alle diese Vorzüge, insbesondere aber für die heitere gleichmäßige Würde und Freundlichkeit im Wesen dieser Frau. Wallner war ein rüstiger Siebziger mit schlohweißem buschigem Haar und Bart und strahlvoll, jung gebliebenen blauen Augen, groß und stattlich gewachsen. Nach dem Tode seiner Lebensgefährtin, der ihm sehr nahe gegangen, hatte er seine Vorlesungen aufgegeben. Seine zwei Töchter waren verheiratet, eine Haushälterin führte ihm den Haushalt. Er widmete sich wissenschaftlichen Arbeiten. Manchmal fühlte er sich recht einsam. Wer durch ein Menschenleben glücklich verheiratet gewesen, empfindet das Alleinsein als ein Verhängnis.

In dieser Stunde schwelgte sein ritterliches Wesen und er freute sich dankbaren Herzens der angenehmen Gegenwart. Man sprach von gemeinsamen Freunden und gemeinsamen Erinnerungen, und da Professor Wallner ein ausgezeichnete und humorvoller Erzähler war, unterhielt sich Frau von Schenk vorzüglich.

Die Zeit war beiden, Gastgeberin und Gast, schnell vergangen. Allzusehnlich dachte der Professor, der mit einem Blick auf seine Uhr jetzt fast bestürzt Frau von Schenk ansah und dann hinauschaute in den rauschenden Regen, der einen undurchdringlichen Vorhang zog vor den schönen Bergen.

«Ich habe eine dringliche Verabredung in der Stadt», sagte der Professor, mit einem aufrichtigen Bedauern in der Stimme. «Ich habe mich mit einem Kollegen aus Basel verabredet. Ich kann und darf ihn nicht warten lassen. Ich muß leider sofort gehen. Aber wie komme ich bei diesem Regen in die Stadt? Als ich gegen drei Uhr von meinem Hotel fortging, war herrliches Wetter; blauer Himmel und Sonnenschein. Nun gießt es in Strömen und bedauerlicherweise kann ich das Ende des Regens nicht abwarten, so gerne ich möchte. Dürfte ich Sie?»

«Natürlich leihe ich Ihnen einen Regenschirm», sagte Frau von Schenk liebenswürdig, «so leid es mir auch tut, daß Sie nicht länger bleiben können. Sie haben mich wirklich prächtig unterhalten. Es geht doch nichts über alte treue Freunde.»

Die beiden erhoben sich. Frau von Schenk geleitete den Professor hinaus, nahm einen Schirm aus dem Ständer im Hausflur und drückte ihm denselben in die Hand.

«Ich bringe ihn morgen vormittag unversehrt zurück», sagte Wallner mit warmem Händedruck, den Frau von Schenk ebenso warm erwiderte. «Der Schirm soll mir eine willkommene Gelegenheit sein, Sie nochmals zu begrüßen.» Errötete Frau von Schenk nicht leise bei den Worten? Nachdem der Gast gegangen, stellte sie sich an das Fenster und sah der aufrechten Erscheinung Professor Wallners so lange nach, bis Wallner ihren Blicken entschwand.

In dem verabredeten Restaurant angekommen, stellte Wallner gedankenverloren, in die angenehmsten Erinnerungen versunken, von unbestimmten vagen Hoffnungen erfüllt, den geliehenen Regenschirm in den Schirmständer zu vielen andern tropfnassen Gefährten.

Das Restaurant war sehr besucht. Es war Frühherbst und Hochsaison. Der junge Wein und der Regen hatten ungewöhnlich viele Gäste in den großen bekannten und behaglichen Raum getrieben. Aus einer Ecke winkte der Basler Professor seinem Kollegen zu und zeigte auf den freigehaltenen Platz an seiner Seite.

Die beiden Herren hatten viel miteinander zu besprechen. Nicht nur beruflich. Sie hatten beide ungefähr zur gleichen Zeit ihre Frauen verloren. Sie waren beide

gute Ehemänner gewesen. Sie trauerten ihren Lebensgefährtinnen nach. Sie empfanden zu Zeiten stark ihre Verlassenheit. «Der Teufel!», sagte Professor Wallner, «das ist nicht immer so einfach, dies Alleinsein. Das kann man sich vorher gar nicht vorstellen, wie das ist.»

Der Basler Kollege nickte verständnisvoll. «Wenn man nicht die gewichtigen Siebziger auf dem Buckel hätte», meinte er mit einem Seufzer, «man möchte es wahrhaftig noch einmal wagen.» Er erzählte von einem Kollegen, der in diesem Alter den Mut gehabt zu einer zweiten Heirat. «Nun ja», fügte er mit einem etwas trüben Lächeln hinzu, «es hat nicht jeder diesen Wagemut.» Nach einer nachdenklichen Weile des Schweigens machte er alsdann den Vorschlag, noch ein anderes Lokal aufzusuchen. «Viel leicht kann man da etwas gute Musik hören!», meinte er.

Sein Gedanke fand Beifall. Die Herren erhoben sich zum Gehen. Obwohl der Regen nachgelassen hatte, kam Wallner etwas in den Sinn. «Ich hatte einen Regenschirm», sagte er.

Er musterte die Schirme in dem Ständer. Aber nun konnte er sich fatalerweise mit allem Nachdenken nicht erinnern, wie der von Frau von Schenk entlehnte Schirm aussah. Er schalt sich selber einen Esel. Wie konnte er auch so zerstreut und nachlässig sein! Es blieb doch immer die alte ärgerliche Geschichte mit seiner Zerstreutheit. Er suchte in dem Ständer und sann gespannt nach. Umsonst; er hatte nicht die leiseste Vorstellung von dem Aussehen des Schirms. Ratlos ergriff er einige aus dem verwirrend stattlichen Schirmbestand in dem Ständer und beschaute sie. Endlich beschloß er, den schönsten und gediegensten der dort befindlichen Schirme als den von Frau von Schenk entlehnten an sich zu nehmen. Sicherlich hatte sie ihm nichts Gewöhnliches oder Minderwertiges in die Hand gedrückt. Dazu hatte sie ihn ganz entschieden zu warm und vertrauensvoll angeschaut.

In Wallners Familie waren freilich wegen seiner notorischen Zerstreutheit nur sehr billige Schirme gebräuchlich. Man wollte den Schaden des Verlierens nach Möglichkeit verringern. Von seiner Frau und nun von seiner Haushälterin wurden immer drei Schirme aufs Mal gekauft, um ständig einen Ersatz zur Hand zu haben.

Aber bei Frau von Schenk kam so billige Ware natürlich überhaupt nicht in Betracht. In der gepflegten vornehmen Umgebung dieser so ungewöhnlich sympathischen Dame war sicher immer nur das beste gebräuchlich.

Vielleicht, war wußte es denn, hatte sie ihm sogar das respektable Regendach des verstorbenen Gatten anvertraut? Ein verträumtes Lächeln glitt, das ganze Antlitz des Professors verjüngend und verschönend, um Wallners Mund.

Seine Hände nahmen entschlossen, mit sicherm Gefühl einen Schirm mit schöner dunkler Krücke und silbern eingelegetem Monogramm aus dem Ständer. Er konnte sich ja wenigstens das Monogramm einmal ansehen.

In diesem Augenblick ertönte eine ziemlich scharfe, ärgerliche Stimme von einem Nebentisch: «Halt da! Lassen Sie den Schirm gefälligst stehen! Sie da! Ich habe Sie beobachtet! Das ist nämlich mein Schirm!»

«Das kann schon sein», entgegnete Professor Wallner gelassen, und erklärte dem verärgerten und geradezu ein wenig entrüsteten Herrn den Sachverhalt. «Ein Schirmmarder möchte ich auf meine alten Tage denn doch nicht werden. Nichts für ungut.» Mit höflicher Verbeugung stellte Wallner den Schirm zurück.

Resigniert, mit einem Blick auf den vollgefüllten Ständer sagte Wallner alsdann zu seinem Basler Kollegen, welcher die Erklärung über den Schirm mitangehört hatte: «Mir scheint, ich muß hier bleiben und abwarten, welcher Schirm übrigbleibt. Ich habe in der Tat nicht die geringste Ahnung, welcher aus dieser ansehnlichen Schirmversammlung der mir befreundeten Dame gehört.»

Der Professor aus Basel fand Wallners Beschluß richtig und war gutmütig genug, auf das Lokal mit Musik zu verzichten und wenigstens noch einige Zeit mit Wallner zusammen zu warten.

Sie setzten sich zurück an ihren Tisch, bestellten eine frische Flasche Nostrano, behielten den Schirmständer bei ihrem Plaudern immer scharf im Auge und mußten zu ihrem Staunen und Leidwesen feststellen, daß die guten, gediegenen Schirme im Ständer mit vorrückender Stunde immer mehr abnahmen und die schäbigen, unansehnlichen zurückblieben.

Gegen 11 Uhr verabschiedete sich der Kollege aus Basel. Ein bißchen maliziös, mit einem Blick auf den Schirmständer sagte er: «Viel Rühmenswertes ist da in der Tat nicht mehr mitzunehmen. Mich soll nur wundern, was am Ende für Sie von der ganzen Herrlichkeit übrigbleibt.»

«Mich auch», entgegnete Wallner bedrückt. Doch da der Nostrano gut und schmackhaft war, machte es ihm nichts aus, noch ein Weilchen an seinem

Tische zu sitzen und dabei den Schirmständer im Auge zu behalten.

Allmählich entleerte sich das Lokal immer mehr. Nun standen nur noch zwei Schirme im Ständer. Wirklich, diese beiden Exemplare waren nichts weniger als vertrauenerweckend und zeugten in gar nichts für die vornehme Herkunft aus gutem Hause. Vielleicht war der eine von ihnen um eine Schattierung besser.

Am Ende blieb nur der schäbigste übrig. Professor Wallner sah sich um im Lokal. Auch in den entferntesten Ecken war kein Gast mehr zu sehen.

Entschlossen stand er auf und bemächtigte sich des Regenschirms. Er schüttelte ihn, besah ihn von allen Seiten und sagte: «Na, Staat ist mit dir keinesfalls zu machen, du letzter der Mohikaner. Vielleicht, wer weiß es denn, bist du indessen doch der richtige, vielleicht auch nicht. Je nun, bist du es nicht, dann werde ich der Dame einen neuen kaufen. Dann werde ich mir die Sache etwas kosten lassen, das ist sie mir wert. Zu Schaden kommen soll die herrliche Frau natürlich auf keinen Fall durch mich.»

Entschlossen schob er den übriggebliebenen Regenschirm unter den Arm, niemand verhinderte ihn daran, und verließ aufrecht als Letzter das Lokal. «Mich soll nur wundern», sagte er mit einem Blick auf den Schirm, «wie sich das weiter entwickeln wird. Mut muß der Mensch haben in jeder Lebenslage. Den Kopf wird sie mir nicht abreißen!»

Als Professor Wallner am anderen Vormittag vor der Villa Mimosa stand, besah er sich den Schirm noch einmal. Bei Tageslicht und trocken, wie er jetzt war, sah er wenn möglich noch häßlicher aus. Der Stoff schimmerte sogar ein wenig ins Grünliche, wie es der Fall ist, wenn eine Sache lange nicht gebraucht wird. Der Professor lächelte ein wenig unsicher: «In solch ein schönes Haus paßtest du einfach nicht hinein. Unausdenkbar! Oder sollte mich deine Eigentümerin so gering eingeschätzt haben, daß sie annimmt, für mich, einen so alten Kracher, sei das Schlechteste gerade gut genug?» Nach einer Weile fügte er betrübt hinzu: «Bei so feinen Damen kennt sich unsereiner natürlich nie aus. Da bleibt man ein blöder Waisenknabe. Da denkt man vielleicht, sie erwiderten die Sympathie, und dann machen sie nur die Kuh mit einem.»

Mit diesen Zweifeln im Herzen läutete Wallner die Hausglocke.

Frau von Schenk, die ihn kommen und sein unglückliches Gesicht gesehen, öffnete ihm selbst.

Da stand sie nun in ihrer reifen, freundlichen Lieblichkeit und lächelte ihn an. «Nun, Professor, was für Kummerisse belasten Sie? Ich sehe nur allzu deutlich, daß etwas bei Ihnen nicht in Ordnung ist.»

Wallner streckte ihr zögernd den Schirm entgegen: «Gehört dieses minderwertige häßliche Objekt Ihnen, Frau von Schenk? Ich kann es kaum glauben. Ich bin natürlich jederzeit freudig bereit, Ihnen einen neuen Schirm zu kaufen.»

Wallner erzählte mit kurzen Worten den Sachverhalt. Frau von Schenk lachte aus vollem Halse und bemächtigte sich des Schirms.

«Ja», sagte sie fröhlich, «das ist in Tat und Wahrheit mein Schirm. Ich dachte, Sie würden ihn doch stehen lassen und um diesen Schirm sei es nicht schade. Obgleich er allerhand Gefühlswert für mich besitzt.» Als sie das sonderbare Gesicht Wallners sah, fügte sie hinzu: «Es ist nämlich ein Schirm meines verstorbenen Mannes. Er hatte die professorale Gewohnheit, die Schirme stehen zu lassen. Ich kaufte immer zwei oder drei aufs Mal. Durch Erfahrung klug gemacht, immer die billigsten. Dieser letzte steht seit Jahren dort im Schirmständer. Er steht da zum Schutze. Wie der alte Hut dort am Ständer ebenfalls zum Schutze dort hängt, nämlich gegen unlauteres Gesindel. Wenn man keinen Mann im Hause hat, wird man vorsichtig.»

Professor Wallner sah die Sprechende an mit einem unbeschreiblichen Blick: «Ja, und so wäre ich fast Ihre wegen zu einem Schirmmarder geworden», sagte er.

Mit feiner Huldigung fügte er hinzu: «Für Sie hätte ich allerdings den besten Schirm mit Freuden gestohlen. Denn für Sie, liebe Freundin, wäre mir der schönste gerade gut genug gewesen.»

Leise flüsternd erweiterte er sein Bekenntnis, schüchtern seine Hand auf die Hand von Frau von Schenk legend: «Aber könnte ich nicht der Mann im Hause werden? Ihr persönlicher Schutz vor bösem Gesindel?»

Wieder glitt ein fast mädchenhaftes Erröten über das klare, ausdrucksvolle Gesicht von Frau von Schenk.

«Wie soll ich das auffassen?», fragte sie leise.

«Als einen Heiratsantrag», sagte der Professor, «als nicht mehr und nicht weniger.»

Einige Monate später war Professor Wallner als glücklicher Ehemann Haus- und Schutzherr in der schönen, Villa Mimosa.